

btb



ŞEBNEM İŞİGÜZEL

DAS MÄDCHEN  
AUF DEM BAUM

Roman

Aus dem Türkischen  
von Gerhard Meier

btb



Den getöteten jungen Menschen gewidmet



»Und der junge Morgen erleuchtete  
mit rosenfarbenen Fingerspitzen die Welt.«

Homer

»Ich bin ein Nussbaum im Gülhane-Park.  
Meine Blätter winden sich wie Fische im Wasser,  
Sie flattern wie ein seidenes Tuch,  
Reiß eines ab, Geliebte, und trockne damit deine Tränen.«

Nâzım Hikmet

»*C'est chez vous, mon cher Chevalier, qu'il y a ce fameux  
philosophe qui vit sur les arbres comme un singe?*«  
Geschmeichelt konnte ich mich nicht enthalten zu erwi-  
dern: »*C'est mon frère, Monsieur, le Baron de Rondeau.*«  
Voltaire war sehr erstaunt und fragte: »*Mais c'est pour  
être plus proche au ciel, que votre frère reste là-haut?*«  
»Mein Bruder ist der Meinung«, entgegnete ich,  
»dass einer, der die Erde deutlich sehen möchte,  
den notwendigen Abstand einhalten muss«,  
und Voltaire zeigte sich über diese Antwort befriedigt.

*»Jadis, c'était seulement la nature qui créait des phénomènes vivants«, bemerkte er abschließend,  
»maintenant c'est la raison.«*

Der Baron auf den Bäumen, Italo Calvino

Däumelinchen bekam nun eine lackierte Walnussschale als Wiege. Veilchenblätter waren ihre Matratze und ein Rosenblatt ihre Bettdecke. So schlief sie bei Nacht.

Däumelinchen, H. C. Andersen

*»Ich bin rasend gewordener Wahnsinn.«*

Moby Dick, Herman Melville

*»Das ist die Geschichte eines Schwertfisches.  
Es hätte sie wohl niemand aufgeschrieben,  
Wäre die Strömung nicht plötzlich ausgeblieben.«*

Halim Şefik Güzelson

*»Umgeben von den Flammen unserer Begierden  
gehen wir durchs Leben.«*

William Blake



»(...) Wie schön es nachts im Gülhane-Park sein muss! Ich stelle mir dort einen Landstreicher à la Charlie Chaplin vor, der sich vor den Menschen fürchtet und sie doch liebt. Er läuft vor ihnen weg, weil sie ihn immer nur schlecht behandelt und herumgeschubst haben. (...) In Sommernächten unter den Sternen, in Winternächten meist unter Schnee und Regen. Ach, und dort schlafen! Im Park schlafen! So ein Landstreicher also bleibt eines Nachts im Gülhane-Park.«

Das Freilufthotel, Sait Faik Abasıyanık



# 1 | IN DEINER ABWESENHEIT

Das ist eine Geschichte von Freiheit und Liebe. Von zwei kranken jungen Menschen. Der eine davon bin ich.

Eines Abends kletterte ich ruckzuck auf einen Baum, um dort oben zu leben. Eigentlich ein Wunder. Nicht, dass ich auf einem Baum lebe, sondern, dass ich so leicht hinaufkam. Als hätte ein kräftiger Wind mich erfasst und auf den Wipfel hinaufgeweht. Als wäre jemand hinter mir her gewesen. Irgendwie war es auch so. Ich lief vor jemandem weg. Aber vor wem? Vor dem Leben, könnte ich behaupten, aber das tue ich nicht, sonst sagen Sie gleich, was versteht die schon vom Leben?

Ich war noch nicht ganz achtzehn. Auf dem Weg von Cihangir zum Gülhane-Park rannte ich an dem Abend, daran hinderte mich auch der Rucksack mit den paar Sachen nicht. Warum hatte ich den dabei? Kein Gedanke, dass ich auf einen Baum klettern und dort bleiben würde. Das hat sich so ergeben. Ich wusste einfach nicht weiter. In mir bohrte ein Schmerz, der mich aber nicht verrückt machte, denn das hätte mich eher beruhigt. Woraus Sie schließen dürfen, dass ich bei Verstand war.

Man ist immer auch die Geschichte von jemand anderem, am meisten von den Eltern. Nicht bloß genetisch, auch seelisch. Selbst wenn man das überhaupt nicht will, wird man wie sie. Vom Wesen her zumindest. Das kommt jetzt etwas

stoßweise daher, wie mein Atem. Doch was ich zu erzählen habe, ist nicht so, das ist eine Einheit. Zumindest bei mir im Kopf.

Dass ich hier auf einem Baum hocke, bringt Sie vermutlich durcheinander. Macht nichts. Seien Sie ruhig auch mal ein bisschen durcheinander, bei mir ist das ein Dauerzustand. Das ganze Leben ist ein Durcheinander. Sogar Robert Pattinson, also der Vampir, hat gesagt: Ich bin wirklich völlig verwirrt. Soll er nur. In meinem Zimmer hing ein Poster von ihm, und als ich losging, sahen wir uns noch mal an.

Dabei wirkte er gar nicht, als wollte er sagen: »Moment mal, wo willst du hin?« Eher so: »Mach, dass du wegkommst!«

Das ist die Geschichte eines siebzehnjährigen Mädchens, das eines Abends plötzlich auf einem Baum sitzt. Aber so weit sind wir noch nicht. Um ein Bild betrachten zu können, tritt man nicht näher heran, sondern lieber einen Schritt zurück. Ich muss erst von schöneren Tagen berichten. Zum Beispiel vom 23. Juli 2011. Obwohl das auch kein schöner Tag war. Da ist nämlich Amy Winehouse gestorben. Ihr trauriges, verduztetes Gesicht hatte ich als Wallpaper auf dem Handy. Auf dem Computer hatte ich Robert und Kristen. Kristen ist später Vampirin geworden. Meinen Sie jetzt bloß nicht, das hätte was damit zu tun, dass ich auf dem Baum sitze. Überhaupt nicht. Über Robert und diese pubertäre Vampirliteratur bin ich längst hinweg. Ich sitze hier, weil ich rebelliert habe. Und die Vampire hängen nur noch da, weil ich die alten Poster noch nicht abgenommen habe. Vampire rebellieren nicht, die saugen nur Blut.

Amy ist da ganz anders, und das wird sie für mich immer bleiben. Die hat nämlich rebelliert und ist gestorben.

Ich bin hier, weil ich sterben will, ohne zu sterben. Ich habe es zwar schon mal gesagt, aber ich sage es noch mal,

denn ich bin ja durcheinander: Dass ich hier oben bin, ist ein Wunder. Diese Bäume sind verdammt hoch. Und jahrhundertealt. Das war hier früher der Garten des Sultanspalasts. Wissen Sie eigentlich, wie glatt so ein Platanenstamm ist? Daran müssen meine Hände und Füße sich regelrecht festgesaugt haben, sonst wäre ich gar nicht hochgekommen. Den Gülhane-Park kenne ich gut, mein Vater hat lange im Archäologiemuseum gleich hinter dem Park gearbeitet.

Meine roten Toms habe ich vor dem Baum ausgezogen, und von hier oben sehen sie aus wie ein winziger roter Fleck. Im Literaturunterricht haben wir mal eine öde Geschichte von einer Nachtigall durchgenommen, die sich aus Liebe zu einer Rose an ihr blutig sticht, und dass das Dunkelrote an den Rosendornen eigentlich von dem Blut stammt. Amy hätte aus so was vermutlich ein Lied gemacht. Die hat ja auch unglücklich geliebt, hat gesungen wie eine Nachtigall, hat gewimmert, und schließlich hat der Schmerz ihr das Herz zerrissen, und sie ist gestorben. So hat sie gegen das Leben rebelliert, gegen Leute vom Horizont einer Dunstabzugshaube, und das hat sie umgebracht. Nein, kein guter Vergleich. Nicht der jetzt, der andere zuvor. Mit der Nachtigall, der Rose, den roten Toms und so weiter. Schreiben ist gar nicht so leicht. Am schwierigsten ist das Denken. Sagen wollte ich eigentlich bloß, dass meine roten Leinenschuhe neben dem Baum standen wie zwei Blutstropfen.

Solange niemand beim Anblick der Schuhe auf den Gedanken kam, auf den Baum hinaufzuschauen, würde mich niemand finden. Und glauben Sie mir, so was fällt niemandem ein. Gefährlich war es unten, auf den Straßen. Sagte ich mir jedenfalls, sobald ich hier oben war. Mich irgendwo da unten zu verstecken, wollte ich nicht riskieren. Dort wäre ich belästigt worden, geschlagen, womöglich um die Ecke

gebracht. Oder ich hätte so sehr um mein Leben kämpfen müssen, dass es mir alles Menschliche ausgetrieben hätte. Hier oben findet mich niemand.

Hier zu leben ist bestimmt schwierig, doch auch wenn das jetzt naiv klingt, fühle ich mich trotzdem sicherer als drunten. Nun ja, solange ich nicht runterfalle. Aber ich bin ja schon aus dem Leben gefallen. Das Leben in seiner ganzen Härte hat mich hier raufgetrieben. Wie bin ich überhaupt auf die Idee gekommen? Habe ich die aus einem Buch? Würde ich mich auf eine einsame Insel retten, wenn ich irgendwo eine fände? Oder wie Jonas in den Bauch eines Wals? Ich bin über das Alter hinaus, wo man alles nachmacht, was man bewundert. Warum also bin ich hier rauf wie eine Katze, hinter der die Hunde her sind? Ach, lassen wir das. Ich habe es hier raufgeschafft, das allein zählt. Meine Freundinnen sind nämlich tot. Aber das kann ich jetzt nicht erzählen. Ich weiß ja nicht, was für ein Mensch Sie sind. Was stand da in einem Tweet: »Vielleicht haben Sie ja kein Herz im Leib, sondern einen Tannenzapfen.«

Ich will jetzt nicht weinen. Das muss ich immer, wenn ich an meine Freundinnen denke.

Ich erzähle Ihnen lieber etwas anderes: Ruckzuck auf einen Baum rauf, das schafft nicht jeder. Ich habe aber ab dem Jahr, in dem Amy Winehouse gestorben ist, also vier Jahre lang, auf der Slackline trainiert. Jetzt kennen Sie vielleicht Amy Winehouse, aber Sie wissen eventuell nicht, was Slackline ist. Da spannt man zwischen zwei Bäumen ein Band, knapp über dem Boden, und darauf spaziert man wie ein Seiltänzer. Hatte ich auf YouTube gesehen. Daraufhin hat mir mein Vater auch so was gebastelt, was ihm als Archäologe irgendwie leichtfiel. Wir sind nach Karaköy, wo es das ganze Baumaterial gibt, und haben ein Nylonseil und Span-

ner gekauft. Und darauf balancierte ich dann, sommers wie winters. In einen Kletterverein bin ich auch. Sowieso hat sich Slackline aus Trainingsübungen von Bergsteigern entwickelt. Jetzt werden Sie sagen: »Dann ist es doch kein Wunder, dass du da raufgekommen bist!« Klingt logisch. Trotzdem, so ein hoher Baum ist noch mal ganz was anderes, auch wenn man trainiert ist. Als würde man einen nackten Felsen hochklettern, oder einen ganz steilen Hang. Ohne Seil und Karabiner und solche Scherze. Und in dem Kletterverein war ich nicht lange, das wurde zu teuer. Finanziell ist meine Familie nämlich ziemlich abgestürzt. Und Glück hat eben doch etwas mit Geld zu tun. In dem Sommer, als Amy Winehouse starb, waren wir noch besser gestellt und konnten wenigstens unsere Rechnungen bezahlen. Wir wussten ja nicht, dass das unsere letzten guten Tage waren, unser letzter schöner Sommer. Sonst hätten wir das viel mehr gegossen.

Im Frühsommer jenes Jahres sollte Amy Winehouse nach Istanbul kommen. Ich hatte auch schon ein Ticket, das heißt Tantchen, die damals noch als Journalistin arbeiten durfte, sagte: »Ich besorge dir schon eins.« So lief das nämlich. Sie schnorrt immer bei den Kollegen vom Feuilleton. Manchmal schickte sie mich einfach mit dem Fotografen mit, dann kriegte ich einen USB-Stick in die Hand und es hieß, ich sei Praktikantin. Und die ließen mich rein, obwohl ich so jung war, denn das waren gute Leute, bis hin zum Namen ihrer Firma: Pozitif. Dort arbeitete Mehmet, der lachte immer wie ein Kind, sogar die Augen lachten mit. Der ist auch schon tot. Krebs.

»Dieses Land treibt einen sowieso in den Krebs.«

Sagte bei seiner Beerdigung Tantchen, meine Tante väterlicherseits.

Der Schmerz ist wie ein Schloss, das nicht aufgeht. Er sperrt sich gegen einen. Kriegt man das Schloss doch auf, fühlt man sich einen Moment lang sicher, und genau da bricht man zusammen, so ist es mir ergangen. Ich rede schon wieder wie eine alte Oma, aber von so einer bin ich eben aufgezo-gen worden, von der Mutter meines Vaters, darum hört sich das bei mir oft so an. Leute meines Alters, meine beste Freundin Pembe zum Beispiel, würden das ganz anders drechseln. Mein Gott, drechseln! Pembe, hörst du mich?!

»Pembe? Schön bunt.«

So was musste sie sich oft anhören. Pembe bedeutet »Rosa«, und von den Französischlehrern wurde sie mit »Mademoi-selle Rose« angesprochen.

Das gefiel ihr anscheinend, und untereinander nannten wir sie auch oft so. Warum sie Pembe hieß, wussten nur wir.

Als bei ihrer Mutter die Wehen einsetzten, wurde sie von einem Dienstmädchen ins Krankenhaus gebracht und dort von ihr auch betreut, bis – nach geschlagenen zwei Tagen – Verwandte der Mutter sie endlich ablösten. Der Kindsvater, der vor der Hochzeit als Playboy durch die Gazetten gegeistert war, hielt sich beim Tauchen auf. Nach der Entbindung sagte die Mutter zu ihrem achtzehn Jahre älteren Mann schüchtern: »Mehmet, es ist wieder ein Mädchen.« Unser Mehmet wollte sich nichts anmerken lassen, musste aber schlucken. Er liebte seine Frau, ein knackiges Ding, das nach dem Abitur am österreichischen Gymnasium in Istanbul als Stewardess gearbeitet hatte, und darum wollte er ihr auch nicht mehr als drei Entbindungen aufhalsen, aber am Ende sollte doch wenigstens ein Junge dabei herauschauen. Fiesestes Männerverhalten. »Wie sollen wir sie nennen?«, fragte die Frau ihren Mann am Telefon. Damit er ihr leichter verzieh, wollte sie ihm die Wahl überlassen. »Ach, nenn sie,



wie du willst«, gab der Vater ruppig zurück. Das setzte der Mutter so sehr zu, dass ihr daraufhin die Milch ausblieb. »Was soll denn das Baby jetzt für einen Namen kriegen?«, klagte sie dem Dienstmädchen ihr Leid. Die machte kurzen Prozess.

»Was? Sind Mädchennamen etwa Mangelware? Die soll einfach Pembe heißen, so wie ich.«

Gesagt, getan. So rächte sich die Mutter dafür, dass der Mann sie demütigte. »Ohne unser Dienstmädchen hätte ich allein entbinden müssen, dabei wären das Baby und ich womöglich gestorben. Der bin ich also was schuldig«, sagte sie und ließ sich nicht von der Sache abbringen. So wurde Pembe zu Pembe, und dabei blieb es.

In der reichen Familie des Vaters wurde Unmut laut. »So lassen wir unseren Familiennamen nicht beflecken. Nenn unsere Enkeltochter gefälligst anders.« 1998 war das, also nicht vor Urzeiten, trotzdem wollte der Vater partout einen Jungen. Ende der Achtzigerjahre war der Mann noch eingefleischter Junggeselle gewesen und hatte seiner Freundin mal einen Billardstock übergezogen. Ein wahrer Ochse. Gerade so modern wie der Mercedes unter seinem Hintern. Er redete an seine Frau hin, das Mädchen solle wenigstens einen zweiten Namen kriegen.

»Also Gülpembe oder Pespembe?«, versetzte die Mutter. Da steckte jeweils wieder »Pembe« drin, nur noch verschärft.

Pembe hatte uns die Geschichte ihres Vornamens mal nach der Schule erzählt, als wir in der Bierkneipe Star in Beyoğlu saßen und Kartoffelspalten Futterten. Erst kicherte sie noch, dann brach sie in Tränen aus. So hatten wir unsere Rose noch nie erlebt.

Die Welt besteht aus Geschichten, sonst wäre sie ja nicht zu ertragen. Was aber bringt mich dazu, Ihnen ausgerech-

net die Geschichte von Pembes Namen zu erzählen? Was hat die in meiner Seele zum Klingen gebracht? Zum Klingen gebracht! Wieder so ein Ausdruck meiner Oma. Ist ja vielleicht nichts als hohl. Die Geschichte von Pembe, meine ich. Die von Amy dagegen überhaupt nicht. Die ist so was von voll. Und ich konnte es kaum erwarten, diese Geschichte auf der Bühne zu sehen. Amy Winehouse, da spricht ja der Name schon Bände. Das Ticket hatte ich also von der Firma Lau & Umme. (Mein Gott, wie lahm das bei mir klingt! Pembe und Derin hätten das total cool rübergebracht.) Na ja ... Vor Istanbul trat Amy in Belgrad auf, aber da guckte sie die Zuschauer nur an, als wäre sie frisch aus dem Grab auferstanden, und der Rest der Tournee wurde abgesagt. Ich war nicht sauer auf Amy, sondern vielmehr auf die Leute, die sie in dem Zustand auf die Bühne ließen. Stimmt schon, dass ich etwas altklug war. Wer es gut mit mir meinte, legte mir das als Reife aus, aber ich schwör's, reif bin ich echt nicht. Was sollte ein reifes junges Mädchen mitten in der Nacht auf einem Baum? Das würde mit beiden Füßen fest auf dem Boden stehen und sich da mit dem Leben auseinandersetzen.

Ich denke jetzt nicht darüber nach, wie es weitergehen soll. Vielmehr habe ich das Gefühl, ich schulde Ihnen was. Damit brocke ich mir andauernd etwas ein, mit diesem verdammten Pflichtgefühl. Das ich laut meiner Mutter gar nicht habe. Mit etwas mehr Pflichtgefühl hätte ich mein Stipendium nicht verbockt. Und um es nicht zu verbocken, hätte ich gelernt wie eine Blöde. Aber eine richtig Blöde.

Ich war in der Abiturklasse im Gymnasium Glöckner von Notre Dame de Sion. Nein, natürlich ohne Glöckner, aber damit hat es schon was zu tun, dass ich mein Stipendium losgeworden bin. Auf ein Prüfungsblatt hatte ich nämlich in

meinem Tran tatsächlich den Glöckner mit hingeschrieben. Pembe hatte sich kaputtgelacht.

»Wenigstens hast du nicht das geschrieben, was ich dir vorgeschlagen hatte: Notre Damenbart de Sion.«

Von Neuntklässlerinnen sollte man eben keine hochgeistigen Witze erwarten. Pembe und Derin lachten, und ich stand stumm daneben. Meine Oma hatte ein loses Maul, von ihr war ich einiges gewöhnt, aber ich selbst hielt mich zurück. Die zwei größten Lästermäuler der Schule hatte ich mir nur deswegen als Freundinnen ausgesucht, weil ich Vertrauen zu ihnen hatte. So wie zu meiner Oma.

Pembe und Derin wiederum hatten zusammengefunden, als sie gleich am ersten Schultag mit ihrem Mundwerk Ärger bekommen hatten. Sie waren nach alter Art bestraft worden und hatten sich dabei kennengelernt.

»Was ist das denn für ein Name?«

Derin bedeutet »tief«.

»Was soll an dir schon tief sein?«

»Meine Seele.«

»Bist du dir da sicher? Ich würde eher sagen, es fängt mit M an und hört mit i auf.«

»Hahahaha!«

Während sie so flüsterten, mussten sie auf einem Fuß in der Ecke stehen – was für ein Unsinn! –, und Pembe, die sich für ihren Namen am ganzen Universum rächen wollte, hatte eine Gleichgesinnte gefunden.

Vielleicht haben Sie auf YouTube zufällig das Video gesehen, wo sich die beiden mit Papiertüten auf dem Kopf ein Battle liefern und dabei wild fluchen. Da wurde eine Shampoo-Werbung reingeschnitten, dafür haben die zwei ganz schön kassiert. Derin erklärt darin die Geschichte ihres Namens.

Unsere Geschichten beginnen mit unseren Namen.

Der Vater von Derin war im Nobelviertel Nişantaşı Hausmeister. Musik bitte! Diesen müden Witz machte Derin immer. Man hört ja oft, dass in solchen Häusern sich jemand der Familie des Hausmeisters annimmt, sich um die Kinder kümmert und aushilft, wo es geht. So war es bei Derin auch. Dort lebte auf der Nummer 9 eine kinderlose, einsame Frau, die Derin und ihren Geschwistern bei den Hausaufgaben half, sie zum Arzt brachte, wenn sie krank waren, und ihnen an Festtagen Geschenke machte. Bei so viel Unterstützung wagten die Eltern nicht zu protestieren, als die Frau für ihr Neugeborenes den Namen Derin vorschlug. Derins Vater wollte es aber schlau anfangen und verpasste seiner Tochter auf dem Standesamt noch einen zweiten Namen. Leider bestand die Frau von der Nummer 9 darauf, den Ausweis der Kleinen zu sehen, und als sie darauf vor Derin einen anderen Namen sah, flippte sie aus. »Den lasst ihr gefälligst wegmachen!« Aber alles will man sich doch nicht gefallen lassen, irgendwann begehrt man auf, sonst lässt man sich sein ganzes Leben vorschreiben. So mussten sie wegen jener Frau das Haus verlassen und damit den Hausmeisterjob aufgeben. Manchmal schadet Gutes eben mehr als Böses. Überhaupt ist Gutes schlimmer als Böses. »Ihr habt doch alles von mir gekriegt«, jammerte die Frau danach. Irgendwie war sie wohl krank.

»Mann, was einem Wohltaten und Namen alles einbringen. Der Wahnsinn!«, rief Pembe aus.

Sie hörte auf zu schluchzen und tauchte eine Kartoffel in die Mayonnaise. Derins Vater wurde Hausmeister an unserem Gymnasium, und als Derin die Aufnahmeprüfung schaffte, bekam sie von der Schulstiftung ein Stipendium und musste somit kein Schulgeld zahlen. Das galt auch für

den Fall, dass sie miserable Noten haben sollte, quasi als Belohnung für das, was ihr Vater in der Schule alles leistete. Der konnte ihr noch so oft »Emine, Emine, hey, Emine!« hinterherrufen, also ihren zweiten, bodenständigen Namen, aber durch das nobel klingende Derin schaffte sie es zu verbergen, dass sie die Tochter des Hausmeisters war.

»Glaubt bloß nicht, dass die umsonst so großzügig sind«, sagte sie. Wir also immer noch in der Kneipe, die zweite Runde Kartoffelspalten kommt gerade, und die dritte Runde Bier, in so großen Gläsern, dass uns beim Zuprosten die Hände zittern.

Da sagte Derin verschwörerisch: »Es ist nur so, dass mein Vater mal einen von den Oberen mit einer Tussi erwischt hat.«

»Wen denn?!«

»Weiß ich nicht, ist mir auch egal, aber ich kriege das volle Stipendium. Sogar wenn ich durchfalle.«

Wir passten nicht in diese Schule, in der wir herum-eierten wie aus der Umlaufbahn geschossene Satelliten. Wir waren widerspenstig, nervig, und je mehr sie uns zusetzten, umso mehr klebten wir aneinander.

Ich hatte nichts in der Hand, um jemanden zu erpresen. Als ich das sagte, lachten wir los wie die Blöden, denn zum Lachen war uns jeder Anlass recht. Um mir doch auch irgendwie ein Stipendium zu krallen, machte ich beim Romanwettbewerb der Schule mit. Und gewann ihn nicht. Stattdessen wurde mein Roman als abschreckendes Beispiel analysiert. Vor dem Wettbewerb war nämlich gefragt worden: »Wer willigt ein, dass sein Roman hinterher positiv oder negativ kritisiert wird?«

Man weiß ja nicht, was einen in guten und in bösen Tagen alles erwartet. Ich kann mich aber erinnern, dass ich wie

eine Wilde die Hand hochriss. Es kam mir nicht in den Sinn, dass ich den Wettbewerb eventuell nicht gewinnen würde, geschweige denn, dass mein Roman der schlechteste sein könnte. Am Anfang denkt man immer an gar nichts. Jeglicher Anfang findet in einer Gas- und Staubwolke statt. Ich wedelte also mit der Hand und grinste dazu von einem Ohr zum anderen, oder vielmehr »wie ein gekochter Schafskopf«, wie man im Türkischen dazu sagt. Und die grinsen tatsächlich, das hat unser Biologielehrer mal erzählt, vom Unterricht etwas abschweifend. Es gebe neurologische Gründe dafür. Der Lehrer war Franzose, und einen gekochten Schafskopf hatte er zum ersten Mal in Istanbul im Schaufenster eines Lokals gesehen. In einer Metzgerei wurden ihm dann mal Lämmer gezeigt, die im Hintern eine Nelke hatten. Der gleiche Metzger steckte auch den Schafsköpfen eine Nelke in den Mund.

»Schon ein interessantes Land«, sagte der Lehrer.

»Doofmann«, versetzte Derin, die in ihr Heft gerade einen Totenkopf zeichnete.

»Ich habe Sie nicht gehört, Mademoiselle«, sagte der Franzose. Er wollte als Konservativer durchgehen, war aber eigentlich Faschist.

»Wenn Sie nichts gehört haben, warum fragen Sie dann?«

Und schon musste *mon amie* Derin wieder zum Direktor. Man musste schon rebellieren, um sich seinen Stolz zu bewahren.

Ich war nicht so ein Lausemädchen wie die beiden. Lausemädchen, so nannte das mein Vater. Als ich den beiden das sagte, mussten sie wieder lachen.

»Mensch, du riechst ja nach Mottenkugeln.«

»Geh mal mit der Zeit.«

»Kurz um die Ecke?«

»Zeig's ihr so richtig.«

Wie ich das anfangen sollte, wusste ich nicht. Und ebenso wenig wusste ich, warum ich den Romanwettbewerb nicht gewonnen hatte. Das war ein richtiger Schock für mich. Das Stipendium war weg. Wenn ich jetzt an die Tage zurückdenke, spüre ich, wie mir die gleiche Enttäuschung wieder ins Mark fährt. Äh, ich meine über, ultra, mega! Okay so?

Spöttisch lächelnd sagte unsere Literaturlehrerin: »Sag mal, als du diesen Roman geschrieben hast« – das »geschrieben« sprach sie dabei, zurückhaltend formuliert, etwa so aus, als hätte sie »erbrochen« gemeint – »woran hast du da eigentlich gedacht?«

»An die Muschi meiner Mutter!«

Das sagte nicht ich, sondern Pembe und Derin, in der Pause, als sie mich zu trösten versuchten. Pembe nenne ich hier nicht mehr Rose, denn nach allem, was wir erlebt hatten, begriff sie erst so richtig, was sie an ihrem Namen hatte, in all seiner Rosigkeit. Darüber lachten wir damals noch, in diesen halbwegs glücklichen Tagen, den zartbitteren Tagen, an denen wir zu rebellieren begannen.

Hätte ich es geschafft, die Wut in mir, den verletzten Stolz so auszudrücken, wie das »gewünscht« wurde, hätte ich den Wettbewerb gewonnen und mir das Stipendium geschnappt.

Das bekam schließlich das scheinheiligste Mädchen der ganzen Schule. Sogar in Lügen steckt irgendetwas Wahres, in ihm dagegen nicht. Und es hatte das Stipendium gekriegt, obwohl es das nicht brauchte, während ich mir Sorgen machte, wie ich im Jahr drauf das Schulgeld aufbringen sollte. Ich merke schon, dass ich hier den Eindruck aufkommen lasse, ich hätte den Roman nur wegen des Stipendiums geschrieben. Halten Sie mich bitte nicht für jemand, den sein Geschriebenes nicht kümmert, sondern bloß, was hin-

terher damit geschieht. Aber so oder so, anstatt zu büffeln, um an ein Stipendium zu kommen, habe ich lieber den Roman geschrieben, denn ich wollte etwas erzählen.

Die Welt steckte ja voller Ungerechtigkeiten.

»Wenn einmal jemand die Welt entfacht, dann die Armen!«

Das stand manchmal auf einer Wand. Warum ich das erzähle? Weil ich spüre, dass Sie denken, ach, die schreibt einfach, was ihr gerade in den Sinn kommt. Und dazu sagte unsere Literaturlehrerin: »So schreibt man keinen Roman!«

Wir sollten nicht schreiben, was wir fühlen, sondern was wir denken. Und überhaupt beim Schreiben denken. Darum packt mich jetzt so eine Angst. Die Wörter, die Sätze, ja sogar die Buchstaben und die gequetschten Kommas und die schrumpeligen Strichpunkte spüren jetzt, wie skeptisch Sie sind.

»Wenn einmal jemand die Welt entfacht, dann die Armen.« Diesen Satz las ich anders, und zwar so: »Wenn einmal jemand die Welt verfasst, dann die Armen!«

Das war auch meine Antwort auf die Frage: »Warum haben Sie diesen Roman geschrieben?« Von unserer Riesenschule hatten gerade mal vierzehn Leuten an dem Wettbewerb teilgenommen, und so zynisch, wie meine Literaturlehrerin lächelte, als ich meine Bewerbung abgab und sie meine Antwort darauf las, hätte ich mir schon denken können, dass ich von vornherein verloren hatte.

Von solchen Ungerechtigkeiten und Zumutungen war Amy schließlich umgebracht worden. So war ich denn auch hier oben, weil ich vor alledem, vor der Welt und – wie meine lästernden Freundinnen es ausgedrückt hätten – vor diesem Scheißleben davongelaufen war. Das mit dem beschissenen Romanwettbewerb und dem ganzen Zeug war erst lang nach dem Sommer, in dem Amy gestorben war. Als



wir noch nicht rebelliert hatten. Denn nach der Rebellion entstand aus der Gas- und Staubwolke eine neue Welt. Die aber war am Anfang noch viel zu heiß und instabil, als dass man darauf hätte Fuß fassen können, und deshalb bin ich auf dem Baum. Sie kriegen also von mir nicht das Delirium einer Pubertierenden zu hören. Anstatt Delirium würde ich lieber was Derbes hinschreiben, ja, genau das, also schon mal Entschuldigung dafür. Jedenfalls bin ich hier, weil ich drunten auf dem Boden als Frau keine Ruhe mehr hatte, und ich bin durch und durch Feministin, auch wenn mir der Begriff nicht immer so ganz klar ist und ich dazu nicht tausend Bücher gewälzt habe. Ich bin es ganz einfach. Meine Freundinnen fluchten immer, weil sie nicht wussten, wie sie mit der Welt sonst fertigwerden sollten. Aber ich hier oben kann wenigstens zu mir selbst finden, das ist den beiden nicht mehr vergönnt.

Bitte schön, noch so ein Begriff aus der Mottenkiste: Ich halte hier oben innere Einkehr.

Etwas moderner gesagt: Reset.

Darüber muss ich jetzt selbst lachen. Durchs Lachen kommt man wieder zu sich. So wie der Wind etwas hochbläst und woanders wieder heruntersegeln lässt. Das Lachen ist der Wind von Geist und Seele. Es erfasst und entfernt einen. Als Signal dafür, dass man nicht mehr am richtigen Ort ist. Dass die Drähte durchgeglüht sind. Der Keilriemen gerissen. Die Bremsbeläge heiß gelaufen. Die Bremse tut es einfach nicht mehr.

Meine Mutter, die zu den großen Verlierern des Lebens zählt, sagte zu ihren Patientinnen immer: »Lachen ist die billigste Medizin.« Mit Patientinnen meine ich dicke Frauen, meine Mutter war nämlich Ernährungsberaterin. Liebe Dicke, bitte nicht beleidigt sein. Ich würde einen solchen

Körperfaschismus sofort unterbinden. Lasst euch nicht in diese Falle locken. Lasst nicht zu, dass jemand euren Körper zu seinem Beruf macht; dass er euer Leben in eine Schablone steckt und damit Geld verdient. Allein schon dieses Pilates-Gedöns. Das ist im Krieg für bettlägerige Soldaten entwickelt worden. Seid ihr vielleicht bettlägerig oder was? Die Übungen könnt ihr auch ohne die Fitnessindustrie machen, und ohne ein Schweinegeld zu zahlen. Wie Sie sehen, habe ich zu jedem Thema eine Meinung. Aber auf die neue Zeit bin ich nicht reingefallen, die hat mich nicht geschluckt.

Mich wundert selbst, wie schnell ich hier redselig werde. Kommt wahrscheinlich davon, dass ich mich auf dem Baum fürchte. Das hat auch eine Astronautin gesagt, der ich auf Twitter folge. Im Weltraum ist sie auf einmal geschwätzig geworden. Sie hat die Erde aus solcher Entfernung gesehen und gefürchtet, da kommt sie nie wieder hin, und schon ging es los mit dem Erzählen. »Sprechdurchfall« hat sie das in einem Tweet mal genannt. Ihr Mann ist Landwirt.

*»Agriculturist, in fact farmer!«*

*»Ooo realy!«, ???* hatte das @Travis kommentiert, einer der großen Lästere der Twittersphäre.

Und ein anderer, den ich gern mochte, @ticarisagacek, hatte gepostet: »Von wegen Landwirt, das ist ein Diplom-Agrarwissenschaftler, der sich auf seinen Landsitz zurückgezogen hat.«

Eine Astronautin, die auf die Erde schaut und sich fragt: »Hey, wo sind wohl die Felder meines Mannes?«, und ihr Gatte, der Landwirt. Ich erzähle nichts nur von ungefähr: Mein Vater hat Archäologie studiert, meine Mutter Ernährungswissenschaft, und zusammengeführt hat die beiden das Viertel, in dem sie geboren und aufgewachsen sind: Cihangir. Das war zu osmanischen Zeiten das Puffviertel

Istanbuls, und unser Haus ist sogar auf dem Grundstück eines der berühmtesten Bordelle gebaut worden. Sprechen Sie mich jetzt bloß nicht darauf an, das kann sonst dauern. Ich erzähle lieber weiter. Was habe ich auf dem Baum zu suchen? Warum kommt der Mensch auf die Welt? Damit er was zu erzählen hat. Der eine stirbt noch vor dem Ende seiner Geschichte, der andere erst lang danach, und mancher schon ganz am Anfang.

Ich weiß nicht, ob Sie sich's gemerkt haben, denn ich kann mir vieles nicht merken, also Ihnen möchte ich jetzt nichts unterstellen, und vielleicht wiederhole ich mich ja: Jedenfalls, der Baum, auf dem ich hier sitze, ist eine Platane. Wo der hohe Stamm zu Ende geht, recken sich die Äste zum Himmel empor, und da ist eine hohle Stelle, auf der man einigermaßen bequem sitzen kann. Ich war aber noch zu unruhig, um mich an die Äste anzulehnen. Ständig eine solche Unruhe in sich zu spüren, ist furchtbar, das weiß ich von meiner Mutter her. Und von Tantchen. Das ist so schlimm wie Melancholie oder irgendein Kummer. Ein doofes Gefühl. Und so unruhig war ich jetzt.

Vom vielen Nach-unten-Schauen wurde mir schwindlig. Dann kam ich darauf, lieber nach oben zu sehen, und fühlte mich gleich wohler. Das hielt nicht lange an. Falls ich da runterfiel, war ich tot, dabei war ich doch gerade raufgeklettert, um nicht zu sterben. Wodurch war mein Leben denn bedroht? Wodurch Amys Leben? Innere Unruhe, Depressionen, Melancholie, Kummer, Sorgen, Frust, Ängste, all das schadet einem noch mehr als irgendwelche Betäubungsmittel. Die betäuben einen zumindest, wie der Name schon sagt. Ja, habe ich mal probiert. Aber dann nie wieder, denn dieses Unkontrollierte hat mir nicht zugesagt. Gras meinetwegen, aber nicht sonst irgendein Scheiß. Einen kin-

dischen Selbstmordversuch habe ich auch mal gemacht. Dabei wusste ich nicht mal, ob ich sterben wollte oder nicht. Ich habe damals die Sertralin-Tabletten meiner Mutter mit Efes Dark hinuntergespült und kurz darauf wieder herausgekotzt. Meine Mutter suchte eine Woche lang ihre Tabletten und dachte sich dann, sie muss sie irgendwo liegen gelassen haben. Ihr wäre nicht in den Sinn gekommen, dass ihre Tochter damit hätte sterben wollen. Von meiner Mutter muss ich auch erzählen. Aber ich bin ja noch nicht mal bei dem Abend angelangt, an dem Amy gestorben ist! Manno. Menno. Minno! Ach, Derin und Pembe, ihr fehlt mir so! Aber so was von. Oder wie Derin gesagt hätte: »So was vonnigger!«

In meinem Roman habe ich solche Sätze ganz bewusst nicht geschrieben. Und trotzdem nicht gewonnen. Ist einfach nichts geworden. »Ich habe ihn wegen des Stipendiums geschrieben, aber eigentlich, um meine Seele zu heilen ...«, so was Dumpfes habe ich geschrieben, was anderes ist mir nicht eingefallen, 'tschuldigung. »Um meine Wunden zu verbinden ...«, habe ich dann wohl noch hinzugefügt, einfach mal kurz aus dem Arsch raus. Die Siegerin hat aber genau solches Zeug abgesondert, und alle haben ihr andächtig zugehört. Wissen Sie, wie mir das vorgekommen ist? Als würden alle schlafen und ich als Einzige wach sein. Aber verloren habe ich. Und warum? Weil das Heer der geistig Zurückgebliebenen sich immer für das Abgeschmackteste entscheidet. Das hat nichts mit Literatur zu tun. Sollte es wenigstens nicht. Aber die Zeiten haben sich geändert. Beschleunigt. Und ich finde, die Literatur sollte ihnen erst gar nicht hinterherhecheln. Sie sollte auf der Wiese bleiben, über die Jane Austen mit gerafftem Rock spaziert, in der Junggesellenbude von Ahmet Hamdi Tanpınar, am Spiel-

tisch von Dostojewski, auf dem Bauernhof von Tolstoi, an seinem Samowar, an dem Bahnhof, an den er sich vor der Welt geflüchtet hat.

Vielleicht war ich erschöpft. Vielleicht hatte ich Angst. Ja, klar hatte ich Angst, habe ich doch vorhin schon zugegeben, was soll das Gezicke? Ach, dabei hasse ich diese Männersprache, die hat sich so in unser Leben eingenistet. Tantchen kannte das beste Gegengift: Sie nahm mich mit zu Frauenvereinen, das hat mich einigermaßen aufgerüttelt. Pembe und Derin kamen auch mit. Dass wir es in dem Sommer, in dem wir fünfzehn waren, aus der verlausten Kneipe Star auch mal herausschafften, ist den tollen Frauen zu verdanken, die wir in den Vereinen kennenlernten.

Ich hatte also Angst. War zu aufgereggt. Und kotzte deshalb. Irgendwas in mir kam aus dem Gleichgewicht. Ich merke auch, dass ich hier so erzähle, als würde ich mich übergeben. Nie hätte ich gedacht, dass ich mich so schnell offenbaren würde. Habe ich schon mal gesagt, oder? Macht nichts, das Leben besteht aus Wiederholungen. Doppelt genährt hält besser. Ist aber gar nicht so gut, wenn es zu stabil ist. Besser, man ist schwächlich und geht leicht aus dem Leim. Dann ist man nämlich vom Leben befreit. Wie die Verückten. Das sind, glaube ich, die einzigen Freien. Vielleicht noch die Schriftsteller, die reißen eine neue Welt aus sich raus und leben, indem sie schreiben. Dann noch die Schauspieler, die irgendeine Rolle spielen dürfen. Und Mädchen auf Bäumen, also ich. Jawohl, ich bin hier rauf, um vom Leben befreit zu werden. Als ob irgendjemand hierherkommen und mich danach fragen würde!

Stände jetzt unten jemand neben dem Baum, würde er denken, da hat sich ein Vogel erleichtert. Ein Storch etwa, denn hier oben sind leere Storchennester. Entschuldigen Sie

schon, aber dass ich so wirr rede, kommt wahrscheinlich von der vielen Säure in meinem Körper. Mein armer Magen hat die Reste meines letzten Abendessens wieder hervorgebracht. Im Grunde genommen die Reste meines Lebens auf dem Erdboden. Hier auf dem Baum soll für mich ein neues Leben beginnen. Ich hasse es, wenn ich kotzen muss. Ist doch furchtbar, wenn man alles aus sich rauswürgt.

Fast wäre ich dabei hinuntergeknallt. Im letzten Augenblick konnte ich mich an einem Ast festhalten. Den habe ich regelrecht umarmt. Wenn ich doch im Leben auch jemanden hätte, den ich so umarmen könnte. Das mit der Slackline war ein bisschen so etwas. Und auch das Schreiben, aber ich habe ja nun mal nicht gewonnen. Wäre das Schreiben wirklich eine Leidenschaft gewesen, hätte ich vielleicht weitergemacht, aber es war keine. Vielleicht fühlte ich mich erniedrigt. Kommt ja vor, wenn man verliert. Wenn man enttäuscht oder besiegt wird. Ich hatte nicht die Kraft, wieder aufzustehen und mit dem Beil in der Hand weiterzulaufen. Also weiterzuschreiben. Jetzt kann es so aussehen, als sei Schreiben für mich wie Herumlaufen mit einem Beil. Soll es ruhig. Heute schreibt ja jeder. Auf Facebook, auf Twitter, in Mails, in der Fantasie, überall, wo es einem nur einfällt. Wir schreiben die Geschichte unseres Lebens. Ich hatte mich verkrampft. Verkrampft wie mein kotzender Magen.

Auch Amy hatte gekotzt. Bevor sie starb. Erst nach dem Herzinfarkt, der ihr den Tod bescherte. Sie war also am Erbrochenen nicht erstickt. Was der Magen in seiner Verkrampfung in letzter Not nach oben befördert hatte, war aus dem Mund nicht herausgekommen, sondern im Käfig der Zähne hängen geblieben. Nicht einmal hässlicher Speichel ist ihr aus dem Mund getroffen. So wurde sie aufgefunden, wie schlafend, die große Kinnlade zugepresst, die

Augen halb geöffnet wie in den schönsten Momenten, in denen sie abhob. Ein blaues, ärmelloses T-Shirt hatte sie an, und eine Jeans an den dünnen Beinen. Sie lag auf dem Rücken, die tätowierten Arme schlaff zu beiden Seiten, auf den Schultern die von einem wilden Sturm hochgewellten Haare. Wie in tiefem Schlaf. Als hätte sie zur Ruhe gefunden, zu dem, was sie auf dieser Welt stets gesucht, aber nie erreicht hatte. Friede lag auf ihrem Gesicht. Oder gar nichts. So wollte ich das zumindest. Ich war ja erst dreizehn, als ich nach diesen Fotos googelte. Später habe ich dann die Bilder gesehen, auf denen ihr federleichter Körper aus dem Haus getragen wird, in eine weinrote Decke gehüllt. Ein winziges Paket, als wäre da gar nichts drin. Auf einer zitternden Trage wurde sie in dieser Londoner Straße in einen Krankenwagen geschafft. Leb wohl, Amy. Hat mir so leid für dich getan. Du hast schöne Lieder für uns gesungen. Wenn diese Welt dir Frieden gegönnt hätte, hättest du weitersingen können, aber nur gut, dass du dem Unfrieden hier entkommen bist. Ich wünsche dir, dass du beim Sterben nicht zu sehr gelitten hast. Das Leben nach dem Tod ist hoffentlich viel besser als das hier. Vielleicht sind diese Welt und dieses Leben die Hölle, nämlich die Hölle einer anderen Welt. So was Ähnliches hat mal ein Autor aus dem Empire geschrieben, in dem die Sonne nie untergeht, aus dieser britischen Kultur, die du im Blut hattest und die dich so gefühlvolle Lieder schreiben ließ. Genauer gesagt habe ich das, was der Mann gesagt hatte, gecopyundpasted. Denn manche bleiben nur durch *Copy&Paste* überhaupt noch am Leben.

Vielleicht ist der Tod das Paradies. Doch wenn wir eine unbekanntere Welt betreten, fürchten wir uns logischerweise erst mal.

Und genau deswegen habe ich gekotzt. Aus Angst.

Was ich da vorhin gesagt habe, über Amy, hatte ich auch auf Facebook geschrieben. In den Kommentaren hieß es: »Schön geschrieben. Echt toll. Du bist ja super ...«

Ich hatte schon was übrig fürs Schreiben. Und bei dem Wettbewerb ging es mir wirklich nicht nur um das Stipendium für mein letztes Schuljahr. Nein, ich wollte schreiben. Die vielköpfige Jury aus Klassenkameradinnen und Lehrern, die alle eingereichten Romane lasen, fand den meinen nicht preiswürdig. War vielleicht an dem, der gewonnen hat, was dran? War es wohl. Was eben so gefällt momentan. Weiß auch nicht genau was. Wird schon irgendein Scheiß sein. Von mir ist eben nicht mehr zu erwarten. Würde ich mehr hinbringen, wäre ich auch nicht das Mädchen auf dem Baum. Sondern säße jetzt bei Ihnen.

Mir tut der Kopf weh.

Es ist eine kühle, stille Nacht.

Der Abend, an dem Amy gestorben ist, war nicht so. Das heißt, in London wird es schon kühl gewesen sein, in Istanbul dagegen heiß. Ich merke wieder, dass ich rede wie eine alte Schachtel. Wegen meiner fluchenden Oma. »Das Reden einer Frau muss sich anhören wie ein Gedicht.« Dazu hätte meine Oma nur »Verpiss dich!« gesagt. Als Kurzform für: »Damit sie einem Mann gefällt, oder was?« Als ich in dem Verein davon erzählte, in den Tantchen mich mitnahm, lachten die Frauen: »Du lebst für dich selbst und für niemand anderen, und erst recht nicht für einen Mann.«

Das berichtete ich zu Hause meiner Oma. »Genau«, sagte sie.

Ich war verwirrt. Jeder Satz meiner Oma war ein Fluch. Laut einer vernünftig wirkenden Freundin von Tantchen, die uns manchmal besuchte, musste bei meiner Oma eine Krankheit vorliegen. Eine unsichtbare. Unsichtbare Krank-



heiten entstehen entweder in unserem Kopf oder in den Tiefen unserer Seele, wo die Fantasie logiert. Am Kopf konnte es bei meiner Oma nicht liegen, also war sie vielleicht seelenkrank. Man müsste eben auch unsichtbaren Krankheiten per Röntgen oder MRT zu Leibe rücken können.

»Sehen Sie, hier haben Sie eine Neurose. Der dunkle Schatten da ...«

Den Eiter ihrer unsichtbaren Krankheit ließ meine Oma über ihre Flüche abfließen. Zum Mann meiner Tante sagte sie etwa, als die beiden sich scheiden ließen: »Was läufst du hier mit dem Schwanz auf der Schulter rum?«

Der Satz kam sogar in die Scheidungsakte, und Tantchen kriegte auf diese Weise nichts von der Wohnung, die sie gemeinsam gekauft hatten. Da mochte auf Drängen der EU in unseren Gesetzen noch so deutlich etwas von einer »Errungenschaftsgemeinschaft« stehen, aber Tantchen ging leer aus. Die Justiz ergreift immer Partei. Ich wurde zu dem Prozess auch mitgeschleift, weil niemand da war, der auf mich aufgepasst hätte. Meine andere Oma und die Schwester meiner Mutter, Tante Hülya, die in Cihangir wohnten, waren ja ständig auf merkwürdigen Frauenversammlungen, wegen meines Onkels, der seine Nase in die Politik steckte, der Teufel soll ihn holen, aber das erzähle ich später. Jedenfalls waren die beiden nicht zu Hause, aber das waren sie ja nie so richtig.

Der Richter fragte: »Und das ist ein Kind da?«

Dass ich ein Kind war, sprang einem in die Augen. Wir wussten schon, was der Richter meinte, nämlich ob ich ein Kind des Scheidungspaares war. War ich nicht, aber ein Scheidungskind würde ich bald sein, denn meine Eltern trennten sich dann auch. Aber bis dahin dauerte es noch. Bis zu so manchem dauerte es noch, sogar bis zum Beginn der schönen Tage, und bis zu Amys Liedern.

»Von wegen Kind«, versetzte mein Onkel. »Alles Weibliche hat meine Frau schon lang abgelegt, vor lauter Arbeit. Gerade mal, dass sie mir einen Teller Essen hinstellt.«

Meine Oma ließ ein »Pfui!« durch den Gerichtssaal hallen.

Der Richter hätte erst meinen Onkel und dann meine Oma verwarnen müssen, aber nichts dergleichen geschah. Ganz im Gegenteil.

»Was hat die gearbeitet?«, fragte der Richter.

»Was heißt hier ›die?‹«, fuhr ihn meine Oma an. »Sie Lümmel! Lernen Sie gefälligst, wie man Leute anredet, die hier nach ihrem Recht suchen!«

So kam Tantchen gar nicht dazu, »Journalistin« zu sagen. Ihr Mann war eigentlich auch Journalist, aber nicht so einer wie Tantchen. Was für einer er war, sollte sich erst mit der Zeit herausstellen. Ein Speichellecker. Aber damals waren die Fronten noch nicht so klar. Er hatte sich verkauft. Aber der Richter war ein Vertreter der politischen Macht, die sich allmählich abzeichnete. Feige fragte er: »Wer ist denn diese Frau?«, und deutete dabei auf meine Oma.

Mein Onkel hatte unter den Scheidungsgründen auch meine Oma aufgeführt, und der Richter hatte ihm das ohne Weiteres abgekauft.

»Das Fluchen hat sich bei mir eingenistet, was soll ich machen?«, sagte meine Oma.

Wir stiegen in die U-Bahn und fuhren von Şişli nach Tak-sim. Die U-Bahn war neu, und es erschien uns wie eine Gnade, in den Untergrund hinabfahren zu dürfen. Dabei diskutierte alle Welt gerade darüber, dass der Mensch vielmehr über der Erde leben und seine Existenz danach ausrichten sollte. In der Schule hatten wir darüber einen Artikel aus *Le Monde* gelesen, daher war mir das im Gedächtnis geblieben.

»Jetzt bin ich schuld, dass diese Pfeife von Richter die Wohnung ihm zugeschrieben hat«, jammerte meine Oma.

»Ach was, Mama, der hat eben kapiert, was ich für eine bin. Das ist rein politisch«, erwiderte Tantchen.

Meine Oma konnte sich nicht zurückhalten und ließ noch einen Fluch los. Unterwegs erzählte sie uns, wie sich das Fluchen bei ihr eingenistet hatte.

Sie war in Cihangir geboren und aufgewachsen, in diesem Viertel des Stadtteils Beyoğlu. Ihre Mutter, ihre Großmutter und sogar ihre Urgroßmutter, ja wer weiß, vielleicht sogar ihre Ururgroßmutter, waren im selben Haus geboren und aufgewachsen. 1987 hatten sie das Holzhaus, das gerade mal ein besserer Hühnerstall war, einem Bauunternehmer überlassen und dafür in dem Hochhaus, das er an der Stelle errichtete, drei Wohnungen bekommen. Das heißt, aus unerfindlichen Gründen hatte sie zuvor ihr Grundstück, auf dem das Haus der Familie stand, gegen das Grundstück eines Nachbarn in der gleichen Straße eingetauscht. In einer der 65 Quadratmeter großen Wohnungen lebten wir nun. Aus den drei obersten Wohnungen des mit Mosaiken verkleideten Hauses hatte man eine Aussicht auf den Bosphorus. Bevor das richtige Dach fertiggestellt wurde, zogen wir mit dem Teekessel und einem kleinen Gaskocher auf das provisorische Dach des obersten Geschosses, aus dem Eisenstangen herausragten, und genossen die Sicht auf die Istanbuler Altstadt. Eine Wohnung mit Aussicht hatte der Bauunternehmer meiner Oma nicht gegeben, sonst hätte sie nicht drei, sondern nur zwei Wohnungen bekommen. Da keines ihrer Kinder leer ausgehen sollte, hatte sie notgedrungen eingewilligt, drei eher finstere Wohnungen zu nehmen. Hieß es jedenfalls. Hätte sie nicht mit dem Nachbarn getauscht, hätte sie drei Wohnungen mit Aussicht bekommen,

denn das alte Grundstück war höher gelegen. Die Kumrulu-Straße war nun mal eine Steilstraße, und Steilstraßen sind so ungerecht wie das Leben selbst. Mein Vater und Tantchen hatten meine Oma immer wieder gefragt, warum sie denn getauscht habe, und sogar bei dem Nachbarn selbst hatten sie sich erkundigt. »Warum hat sie mit Ihnen getauscht? Hatte sie Schulden bei Ihnen?« Da habe der Nachbar lediglich den Mund zu einer rosenblättrigen Schnute verzogen. Ein Geheimnis ist wie eine Bombe, die auf ein Haus herunterkracht. Das hat nicht mein Vater gesagt, oder meine Mutter, Tantchen oder meine Oma, sondern das sage ich. Ein Geheimnis ist wie eine Bombe. Mehr sage ich erst mal nicht.

Da meine Oma hartnäckig ist, feilschte sie lange herum, und trotzdem gelang es ihr nicht, dem Mann wenigstens eine Wohnung mit Aussicht abzuluchsen. Das aber war natürlich nicht der Grund dafür, dass sich das Fluchen bei ihr einnistete. Cihangir war nach einem buckligen, vor Kummer früh verstorbenen Sohn von Sultan Süleyman dem Prächtigen benannt, der daraufhin eine Moschee errichten ließ. Das Viertel war damals ein Sündenpfuhl, und sollte sich durch die Moschee bessern und zum Glauben zurückfinden, doch umsonst. Anscheinend wurde alles nur noch schlimmer, und nach und nach ließen sich dort sämtliche Prostituierten von ganz Istanbul nieder.

Als sich zu unseren Zeiten Bauunternehmer für alle Häuser unserer Straße interessierten, kam auf dem Grundstück, das wir eingetauscht hatten, beim Ausheben des Fundaments ein Grabstein mit einer Inschrift zum Vorschein. So manchem entkommt man einfach nicht, und so wurde uns das auch prompt gemeldet. Mein Vater säuberte den Grabstein, ließ dafür eine dicke Glasscheibe zurechtschneiden und verwendete das Ensemble als Wohnzimmertisch.

»Es wird doch keiner von einer Hure sein, das bringt sonst Unglück«, jammerte meine Oma. Schon komisch, dass von einem Menschen nichts weiter übrig bleibt als so ein Grabstein.

Meine Oma hat sich ihr ganzes Leben lang um die Katzen in Cihangir gekümmert. Sobald sie auf die Straße ging, liefen die Katzen ihr nach. Sie meinen wohl noch immer, ich würde hier erklären, warum meine Oma so fluchte. Mag sein. Sie sagte: »Das ist meine Art, mich auszudrücken.« Sogar auf die Katzen fluchte sie ein, und das war liebevoll gemeint. Als schüchternes fünfzehnjähriges Mädchen, das in Musiklokalen in Beyoğlu Laute spielte, hatte sie im Fluchen eine Zuflucht gefunden, einen Schild, den sie vor sich hertrug. Vor einem fluchenden Mädchen hatte jedermann Angst. Darum habe ich auch Sie gleich fluchend empfangen, kaum war ich auf dem Baum. Haben Sie ruhig Angst vor mir! Und lieben Sie mich deshalb auch. Lieben Sie mich aus Zwang heraus. Denn alles, was Sie im Leben lieben, das existiert auch. Was Sie hassen, stirbt ab. Das ist also die Geschichte meiner Oma, so wirr und unzusammenhängend, wie sie jetzt dasteht. Irgendwie unfertig. Ich weiß nicht, vielleicht habe ich sie auch nicht richtig erzählt. Hoffentlich komme ich dazu noch. Seit ich hier oben sitze, bin ich so benommen, dass ich schon meine, das sei alles nur ein Traum. Daher kommt das wohl.

Ich bin auf eine Platane geklettert, die ganz nah an der Mauer zwischen Park und Palast steht.

Als wüsste ich überhaupt nicht mehr, wo ich sonst hingehen sollte. Was ja auch stimmt. Ich war voller Unruhe. Eigentlich schon immer, schon als Kind, ja schon seit meiner Geburt. Vor etwa einer Stunde hatten mir die Nerven versagt, und ich war wie von Sinnen auf die Straße gelaufen.

Und auf einmal hier oben gelandet. Das war wie ein Sieg für mich. Ich hatte also nicht verloren. Hatte immer noch eine Chance, zu gewinnen und am Leben zu bleiben. Das haben Sie wohl schon daran gemerkt, wie wortreich ich hier erzähle. Reden ist der Beweis dafür, dass man nicht tot ist. Oder wie ich zuvor schon gesagt habe, hatte ich einen Weg gefunden zu sterben, ohne zu sterben. Und Sie würden sich wundern, wie leicht ich auf diese Riesenplatane hinaufgekommen bin; als würde ich auf einem ebenen Weg dahinspazieren.

Oben angekommen, war ich dennoch außer Atem. Mir war, als hätte der Baum, auf den ich geklettert war, mich umarmt und beschützt, mich in seine Arme genommen. So wie meine Mutter nie so richtig ihre Arme für mich ausgebreitet hatte. Die Nacht war so wunderschön ... Die Lichter der Stadt, die Geräusche ... Wobei ich mit Geräusch vor allem das Rauschen meine, das irgendwo aus der Tiefe kam.

Im Park selbst war es still.

Mein Handy hatte ich nicht dabei. Und wenn schon. Ich hatte ja nicht vorgehabt, auf einen Baum zu klettern. Kein Gedanke daran. Ich hatte nichts geplant, alles war von selbst geschehen. So wie man von einer Strömung davongetrieben wird. Ich will mich nicht ständig wiederholen, aber so war es nun mal. Etwas anderes fällt mir auch gar nicht ein. Und arbeitet der Verstand nicht so, dass er wie Tag und Nacht immer wieder das Gleiche wiederholt? Dass ich mein Leben lang allein und in mich gekehrt war, hat mich heranreifen lassen. Aber zu sehr soll man nicht reifen, sonst wird man wie eine Frucht, die am Ast allmählich verfault. Ich verfaulte auch. Meine Seele verfaulte. Ich starb vor mich hin. Entschuldigung, aber ich kann nicht genau erklären, was mit mir los war. Ich schweife immer wieder ab. Wenn Sie wüss-

ten, wie mühevoll es manchmal sein kann, ein paar Wörter aneinanderzureihen. Geht es Ihnen nicht auch so?

Wenn Kinder von ihren Eltern schlecht behandelt werden, wird das ganze Leben sie schlecht behandeln. Die anderen Menschen, die Welt, und sogar Gott, falls es ihn gibt. Das soll aber nicht heißen, ich sei schlecht behandelt worden. Meine Eltern haben für mich getan, was sie konnten, haben sich redlich bemüht. Darum tut es mir um sie auch mehr leid als um mich. Ihnen hat das Leben nämlich viel mehr zugesetzt.

Es war nun sehr dunkel um mich herum. Von jenseits der Mauer dröhnten Klimaanlageanlagen herüber. In der Ferne sah ich, weich und blau, das Meer. Die Blätter des Baums zitterten so sehr, als wären es tatsächlich Lebewesen. Dabei wehte doch gar kein Wind. In diesem Bereich des Parks hielt sich niemand auf. Der Rasensprenger ging mal aus, mal wieder an. Von dort also kam der leichte Sprühregen, der mich manchmal erreichte. Ich fühlte mich seltsam feucht. Das Wetter war weder zu kühl noch zu warm.

Wie auf dem Baum doch die Zeit verging. Ich schloss wieder die Augen und überließ mich einem Zustand zwischen Wachsein und Träumen. Was dann geschah, träumte ich entweder oder ich war wirklich wach dabei.

Ich stellte mir vor, wie ich nach einem geeigneten Ast Ausschau hielt, um zu pinkeln. Dazu musste ich, wie leicht einzusehen ist, meine Hose ausziehen, danach meinen Slip. Beschmutzen wollte ich mich nicht, ich roch schon genug nach Schweiß. Irgendwie musste ich Mittel und Wege finden, um mich zu waschen. Vielleicht würde ich mich ja lecken wie eine Katze. Bis mir das gelang, musste ich so sauber wie möglich bleiben. In meinem Wachtraum war ich an das Leben da droben schon gewöhnt und wandelte so furchtlos

und selbstverständlich von einem Ast zum anderen, dass ich mich selbst wundern musste. Wie ein Vogel, der von Ast zu Ast hüpfte, ja fliegt. Leicht wie Rauch. Wie etwas vom Wind Hochgeblasenes. Schwer wie Stein hatte mich wohl meine innere Unruhe gemacht. Nun dagegen war ich so leicht, dass ich von Baum zu Baum hüpfen konnte. Es war wunderbar, so schwerelos zu sein. Alles zwischen Traum und Wirklichkeit Verschwimmende war wunderbar. Als ich plötzlich wieder auf meiner Platane saß, musste ich nicht mehr pinkeln. Hatte ich das etwa da getan, wo das Laub des Lorbeerbaums so dicht war? Oder war ich immer hier gewesen und hatte mir alles nur eingebildet?

Meine roten Toms standen auf dem grünen Gras noch immer traurig da, wie stellvertretend für alles Geliebte, was ich dort unten zurückgelassen hatte. Da kam ein Rudel Hunde, schnappte sich die Schuhe und trottete davon. Nun war von mir keine Spur mehr übrig.